

Hugo von Hofmannsthal in seinen Briefen : zur Publikation der Briefwechsel mit Marie Herzfeld, Harry Graf Kessler, Thomas Mann und Leopold von Andrian

Autor(en): **Fackert, Jürgen / Pulver, Elsbeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hugo von Hofmannsthal in seinen Briefen

Zur Publikation der Briefwechsel mit Marie Herzfeld, Harry Graf Kessler, Thomas Mann und Leopold von Andrian

JÜRGEN FACKERT / ELSBETH PULVER

Aus dem reichen Schatz der Briefe Hugo von Hofmannsthal sind in letzter Zeit wieder zahlreiche veröffentlicht worden, meist komplette Korrespondenzen. Auch Hilde Burger und Horst Weber haben sich das Verdienst erworben, Neues aus dem umfangreichen Bestand von Briefen Hofmannsthal vorgestellt zu haben. Zwar erreichen die Briefe des Dichters an Marie Herzfeld in keiner Weise die Intensität des regen Gesprächs Hofmannsthal mit Harry Graf Kessler; sie vermitteln aber doch das Bild des so charmant unsicheren, ein wenig allürenhaften jungen Loris, während der Briefwechsel mit Kessler die tätige, nach allen Seiten offene ästhetische Kultur der Vorkriegszeit vor Augen rückt.

Marie Herzfeld

Die abgedruckten Briefe des jungen Hofmannsthal an die zwanzig Jahre ältere Marie Herzfeld umfassen den Zeitraum von 1892 bis 1907, mit einer längeren Zäsur von 1894 bis 1902¹. Die Briefe aus späteren Jahren hat der Herausgeber weggelassen; die Gegenbriefe Marie Herzfelds, die erhalten und zugänglich sind, fehlen leider völlig. Die Korrespondenz beginnt zu einem Zeitpunkt, da der junge Dichter bereits seine ersten Verse und Aufsätze sowie sein Dramolett «Gestern» veröffentlicht und das literarische Interesse erregt hat. Hermann Bahr vermutete in dem Rezensenten eines seiner Dramen einen 40- bis 50jährigen Mann, aus altem Adel und von Jesuiten erzogen, einen «geistreichen Bummler durch alle Raffinements». Gymnasiast aber war er, der Schnitzler mitteilen musste: «Dienstag um 12 Uhr bin ich sehr natürlich in der Schule, dann mache ich Aufgaben und 3–4 habe ich Deutschstunde.» – Marie Herzfeld war durch ihre Essays über skandinavische Literatur und ihre Übersetzungen von Werken Hamsuns, Jacobsens und Bjørnsons bekannt geworden. Die Freundschaft mit der italienischen Sängerin Alice Barbi weckte ihr Interesse für die italienische Renaissance; 1904 veröffentlichte sie eine vielbeachtete Übersetzung der Schriften Leonardo da Vincis.

Anlass zur Bekanntschaft war, wie Marie Herzfeld in ihren reizvollen «Blättern der Erinnerung» mitteilt, die Aufforderung der Berliner «Allgemeinen Theaterrevue», über skandinavische Dramen und «anderes Neue» aus Wien zu berichten. Sie schrieb über einen «jungen Dichter und sein Erstlingsstück». Diesen Aufsatz über Hofmannsthals «Gestern» hat der Herausgeber im Anhang abgedruckt. Marie Herzfeld kritisiert in ihrer «Studie», die recht viel Lob enthält, den dramatischen Aufbau des kleinen Stückes, der noch den Jüngling verrate. Der am Schluss aufkommende Sturm sei nicht organisch ins Ganze eingegliedert und daher nur «leeres Symbol».

Auf diesen Einwand reagiert Hofmannsthal mit der koketten Würde des Achtzehnjährigen: «Der Aufsatz ist, glaube ich, sehr geschickt und stellt das Ding ungefähr dorthin, wohin es gehört ... Ich hatte ... den Sturm am Ende vollständig vergessen und ihn überhaupt nur eingeführt, weil ich gern von Schifferlfahren spreche.» In dieser distanzierend selbstironischen Schlusswendung steckt ein wenig sentimentale Zärtlichkeit für sein Erstlingswerk, die der Dichter auch beibehalten wird. Zwar schreibt er schon wenig später – aber nicht an Marie Herzfeld –, das Stück sei dilettantenhaft, «sowohl in der Mache als auch in der Hauptperson», aber er hat es nie bei Neuauflagen unterdrückt wie einige seiner frühen Gedichte.

Hofmannsthals Aufsätze über Saar, Ibsen und Swinburne veranlassten Marie Herzfeld zu einer «Kritik seiner Kritik». Dieser fehle – so liest man in ihren Erinnerungen – gerade die «allseitig-erschöpfende» Analyse; er «verliere sich gern an Nebensachen, spiele mit Einzelheiten und packe nicht, wie der Kritiker soll, den Stier bei den Hörnern». Hofmannsthal bezieht in seiner Antwort den Standpunkt eines ausgeprägten Subjektivismus und stellt sich ausserhalb der «wahren», «scheidenden», «kritischen Kritik». Er bezeichnet seine begrifflich so wenig konturierte Plauderei «über Metiersachen» – George nannte diesen Ton eine «art erhabenen schwärmens», auf die Hofmannsthal «stolz» sein dürfe – als eine «Art Mache, zwischen culturgeschichtlicher Reflexion und Prosagedicht...». Programmatisch ist hier bereits eine Maxime der Hofmannsthalschen Essays angedeutet: nicht die analytische Abgrenzung der Phänomene, sondern, so muss man ergänzen, die Synthese und Harmonie der Gegensätze als das Ziel der Kritik.

Im Jahr 1893 betreibt der Dichter seine juristischen Studien, hört nur ein Kolleg über Ästhetik, denkt ansonsten «fast nie an Litterarisches», ist «alles Feinen, Subtilen, Zerfaserten, Impressionistischen, Psychologischen recht müde» und wartet, dass ihm «die naiven Freuden des Lebens wie Tannenzapfen derb und duftend von den Bäumen herunterfallen» – die Melancholie eines wienerischen Tonio Kröger wird hier spürbar, die mit den gleichzeitig entstandenen Versen so wirkungsvoll kontrastiert.

Die Briefe der zweiten Periode sind viel sparsamer in der Erörterung persönlicher Empfindungen. Der leichte Plauderton wird zurückhaltender, die

Themen werden eher konventionell als literarisch. In dieser Umgebung sympathischer Noblesse fällt allerdings die krasse Äusserung Hofmannsthals völlig aus dem Rahmen, dass er gegen die polnische Nation als einzige auf der Welt «eine sehr heftige Antipathie» habe. – Noch während des Ersten Weltkrieges machte er in einem Brief an seinen Freund Bodenhausen den machiavellistischen Vorschlag, Polen aus dem österreichischen Staatsverband herauszulösen und mit ihm als «freien» Verbündeten gegen Russland zu marschieren. Sein spätes Trauerspiel «Der Turm» verrät allerdings eine gewandelte Einstellung zu Polen.

Harry Graf Kessler

Auch des Grafen Kessler Verhältnis zu Polen bestimmte zeitweise das nationalistische Temperament. Im Jahr 1915 schlägt er in einem Rundbrief an seine Freunde (unter ihnen Hofmannsthal) die Bildung eines Königreiches Polen vor, «unter preussischer Führung», so dass Österreich «mit Czechen und Serben fertig werden» könnte. Solcher Chauvinismus beschränkt sich auf Kesslers Briefe während des ersten Krieges; da aber tritt er deutlich genug zutage.

Das Erlebnis des Krieges als entscheidender Einschnitt und als Wende ihres Lebens ist wohl symptomatisch für die Generation von Hofmannsthal und Kessler. Hofmannsthal, der sich zu Beginn des Krieges noch die Bildung eines «neuen europäischen Ichs», einer neuen Wirklichkeit «in der Sphäre der obersten geistigen Werte» erwartet hatte, wurde mit dem Ende des Krieges und der Auflösung der Donaumonarchie das dichterische Dasein erneut fragwürdig. – Nur langsam erarbeitete er sich das Konzept der «konservativen Revolution», wonach das Individuum sich die Erneuerung der «sittlichen Norm», das «absolute Mass» abringen und für die Politik dienstbar machen sollte.

Kesslers Reaktion auf die Ergebnisse des Krieges war praktischer. Er wurde politisch in einer Weise aktiv, die ihm den Titel «roter Graf» von seiten der Konservativen einbrachte. Der erste Botschafter der jungen deutschen Republik hiess Kessler; er ging nach Warschau, um über die Rückführung deutscher Truppen zu verhandeln. Seinen Völkerbundplan, der den Zusammenschluss überstaatlicher Organisationen vorsah, verfocht er vehement als Redner und Schriftsteller. Mit Rathenau nahm er an der Konferenz von Genua teil, und 1924 bewarb er sich sogar als Kandidat der Demokratischen Partei um ein Reichtagsmandat. Eine schwere Krankheit zwang ihn 1926 zum Rückzug aus der aktiven Politik; er schrieb eine weit verbreitete Rathenaubiographie. 1938 starb er in der Emigration.

Der Briefwechsel zwischen Kessler und Hofmannsthal begann im Jahr 1898². Hofmannsthal mochte von der umfassenden Bildung des Grafen und dessen ausgeprägten Sinn für Qualität gefesselt worden sein, sicher auch von

den gesellschaftlichen Verbindungen Kesslers. Von den engen Verflechtungen Kesslers mit dem gesamten geistigen und kulturellen Leben seiner Zeit legt die Korrespondenz beredt Zeugnis ab. Er war in Hofmannsthals Sinn ein Europäer, einer, der sich des Erbes der abendländischen Kultur im Sinne eines geistigen *und* politischen Auftrages ständig bewusst war. Kesslers Freundeskreis war international und höchst heterogen: Craig, Nijinskiy und Elisabeth Förster-Nietzsche, Schröder und Hauptmann, auch die Politiker Erzberger und Rathenau gehörten dazu. Bei den Mitgliedern des von Kessler angeregten «Weimarer Kreises» ist etwas von jener «Gemeinbürgerschaft» für die europäische Kultur, von der Hofmannsthal 1916 in Skandinavien sprach, zu spüren. Kessler unterstützte Künstler wie Ludwig von Hofmann, Vandevelde oder auch den «Bolschewisten in der Malerei», George Grosz. Mit Maillol verband ihn grosse Freundschaft. Zusammen mit ihm und Hofmannsthal unternahm er 1908 eine Griechenlandreise; nach wenigen Tagen floh der Dichter allerdings vor der archaischen, ihn bedrängenden Landschaft.

Hofmannsthal konnte mit Recht an Kessler schreiben, dass er in seiner Gegenwart aufhöre, «sich isoliert zu fühlen». «Das Gefühl, eins zu sein mit (seiner) Epoche, dieses Gefühl überhaupt kennen gelernt zu haben», verdanke er ihm. In Kessler fand er die Resonanz, die ihm nach den erstaunlichen Erfolgen seines Jugendwerkes versagt blieb; über lange Zeit war er ja fast ein Dichter ohne Publikum.

An der Gestaltung des «Rosenkavaliers» hatte Kessler in viel grösserem Mass Anteil, als man bisher vermutete. Des Grafen starke analytische Begabung, seine grosse Fähigkeit zur Einfühlung in die dichterische Intention werden deutlich in seinen dezidierten Änderungsvorschlägen. Besonderen Einfluss nahm er auf die Rolle des Ochs von Lerchenau. Dessen Monolog im Entwurf des ersten Aktes war – so Kessler – «reiner, unverfälschter, *lyrischer Hofmannsthal*». Behutsam, aber bestimmt in seinen Forderungen, erreichte Kessler eine Angleichung des Monologes an den Charakter der Person. Leider aber wurde die gemeinsame Arbeit am Libretto Anlass zu grosser Verstimmung; später blieb der Gedankenaustausch bisweilen völlig gelähmt. In der geplanten Widmung der Oper, «Dem verborgenen Helfer H. K.», sah Kessler seine gestalterische «Mitarbeit» zu einem allzu handwerkartigen «Beitrag» herabgewürdigt. Er war tief gekränkt. Und bei der psychischen Konstitution der beiden Briefpartner dauerte es lange, bis sich ihr Verhältnis wieder besserte, wenngleich sich die Intensität, die ihre Briefe der ersten Jahre kennzeichnet, nicht mehr einstellte.

Aus der Zeit nach 1911 fehlt leider der grösste Teil der Briefe Hofmannsthals an Kessler. Jedoch lässt sich auch aus den Äusserungen des Grafen unschwer ablesen, wie beide um die Gestaltung des Balletts «Josephslegende» noch bemüht waren. Kessler hatte aufgrund seiner Erfahrungen ganz präzise Vorstellungen für die Bühnenform des Werks. Die persönliche

Bekannschaft mit Diaghiliew und seine enthusiastische Bewunderung Nijnskys, den Hofmannsthal noch nicht kannte, bestimmten teilweise seine Vorschläge für den Text und die Handlungen des Balletts.

Dieser Briefwechsel bietet eine Menge neuer Details für die Entstehungsgeschichte von «Cristinas Heimreise», des «Rosenkavaliers» und der «Josephslegende». Besonders interessant aber ist er als Zeugnis eines lebendigen und produktiven Wechselgespräches zweier mit grösster Sensibilität begabter Männer, die um eine Erneuerung oder doch Belebung der europäischen Theaterkultur bemüht waren.

Bleiben Umsicht und Fleiss der Herausgeberin zu loben. Wer die Handschriften Kesslers und Hofmannsthals kennt, weiss die gewaltige Transkriptionsarbeit zu schätzen. Vielleicht hätte man den fülligen, wertvolle Einzelheiten enthaltenden Kommentar um einige Sentimentalitäten kürzen können.

Thomas Mann

Nur wenige Druckseiten füllt der Briefwechsel Thomas Manns mit Hugo von Hofmannsthal³. Es wären mehr, hätte Thomas Mann nicht 1933 Deutschland verlassen müssen. Seine eigenen Manuskripte sowie die empfangenen Briefe blieben bis auf einige Ausnahmen zurück. Briefe Hofmannsthals finden sich daher nur wenige in der vorliegenden Edition. Die fehlenden sind verbrannt oder blieben bis heute unauffindbar. Aber auch die vorhandenen Blätter lassen erkennen, dass der briefliche Kontakt beider Männer niemals die Intimität und Dimension etwa von Hofmannsthals Korrespondenz mit C. J. Burckhardt erreicht hatte. Vieles mag im mündlichen Gespräch erörtert worden sein: Thomas Mann kam mehrmals nach Rodaun, und Hofmannsthal unterliess bei Münchner Aufenthalten selten den Besuch Thomas Manns. Als Künstler eigenster Prägung waren aber beide von Geburt, Erziehung und Ausdrucksweise zu verschieden, um einen intensiven und bekenntnishaften Briefwechsel zu führen. Trotz seiner Kürze spiegeln sich in ihm die Bemühungen Hofmannsthals und Thomas Manns um die kulturelle und politische Regeneration Europas. Das macht diese Briefe so lesenswert. (Es ist anzumerken, dass die Datierung des Briefes Thomas Manns an Hofmannsthal vom 19.IV.24. in 19.IV.29. zu verbessern ist.)

«Verzeihen Sie, er gefiel mir sehr. Ein Prinz! Ein rührend angespannt und hoch lebender kleiner Mensch. Ich habe eine Schwäche für solche Existenzen» – schrieb Thomas Mann an Samuel Lublinski, als er Hofmannsthal im Jahr 1908 in Rodaun aufsuchte. Nicht herablassende Kaprice sollte man in diesem Zitat suchen; sie charakterisiert keineswegs das Verhältnis Thomas Manns zu Hofmannsthal. Er fand wohl mehr sein eigenes Lebensgesetz bestätigt, wonach die Kräfte und die Intentionen ständig divergieren und alles Beste «am Rande der Erschöpfung geleistet» werden muss.

Von «Brüderlichkeit» und «Schicksalsverwandtschaft», die sie beide verbunden habe, sprach Thomas Mann im Nekrolog, den er Hofmannsthal 1929 schreiben musste. Ihr Verhältnis lässt sich besser mit den Worten des Österreichers bestimmen, der einmal von einer «höchst sublimierten Verwandtschaft», vom «Geheimnis der Zeitgenossenschaft» schrieb. Diese war für beide nicht allein Zustand, sondern primär moralischer Imperativ. Beide mühten sich wie wenige darum, den Ablauf der Geschichte der Kontrolle des schöpferischen Geistes zu unterwerfen – in einer Zeit, da der Irrationalismus radikalisiert und politisch ausgebeutet wurde. «Ach! Erlebten wir bald den Tag, an dem eine junge, kühne Mannschaft sich gegen den Zauberberg hinaufbewegt, und ... mit ... prachtvollen Äxten den ganzen Zauberberg in Scherben und Trümmer schlägt» wünschte sich einst F. G. Jünger im Berliner «Tag». Gegen diese reaktionäre Ideologie, die den Geist ächtete und statt dessen den Mythos – auch den des Volkes – und undefinierbare Seelenkräfte zu kultivieren glaubte und sie barbarisierte, forderte Hofmannsthal die «Suchenden» der Nation auf, den «Kreislauf zwischen dem Geistigen und dem Gesellschaftlichen» herzustellen, also eine geistige Abwehr gegen das drohende Chaos zu organisieren und sich die harmonisierende Macht des dichterischen Wortes zu retten und politisch nutzbar zu machen. Hofmannsthals Drama «Der Turm» nahm allerdings schon in dichterischer Form die Erkenntnis voraus, dass eine gesicherte Existenz des Geistigen, geschweige denn eine Durchdringung des Politischen, in der heraufkommenden Zeit unmöglich sei.

Thomas Mann operierte politisch konkreter als Hofmannsthal. In Reden und Aufsätzen betonte er seine Solidarität mit Idee und System der Weimarer Republik. Auch war er gegen personelle und prinzipielle Bedenken bereit, der neu gegründeten «Akademie der Künste» beizutreten, weil er sich von ihr eine «Instanz von wirklicher kultureller Autorität in Deutschland» erhoffte. Hofmannsthal bejahte seinerseits zwar die Notwendigkeit solcher Institutionen, betonte aber bei seiner Weigerung, Mitglied der Akademie zu werden, dass bei einer solchen Gründung «alles auf das wie und fast nichts auf das was» ankomme. Es wäre verfehlt, Hofmannsthal in diesem Fall oberflächlichen Formalismus vorzuwerfen; er sah nur sehr klar, wer und was sich unter dem Titel «Geist» sammelte, und fürchtete die moralische Diskreditierung der Institution durch ihre Mitglieder.

«Zweiundzwanzig Jahre einer instinktmässig immer, durch Briefe und Einander Aufsuchen, unterhaltenen Beziehung, die ich nicht Freundschaft zu nennen wage, die ich aber nun, da sie sich ins Ewige löst, als Brüderlichkeit begreife» – stand im Kondolenzbrief Thomas Manns an Gerty von Hofmannsthal. Davon ist vieles – trotz der fragmentarischen Überlieferung – im vorliegenden Briefwechsel zu spüren.

Jürgen Fackert

«Il pesait un terrible fatalité sur lui», hat Paul Claudel einmal über den späten Hofmannsthal gesagt. Man fühlt sich fast unablässig an diesen Satz erinnert, wenn man den jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen dem Dichter und seinem Jugendfreund Leopold von Andrian liest – allerdings weit weniger in bezug auf Hofmannsthal selbst als auf seinen Freund⁴. Was Hofmannsthal angeht, so beeindruckt gerade in diesem Briefband mehr als in jedem anderen das Widerstandsfähige, Heile und gewissermassen Lebenskluge seines Wesens. Zwar hat er die Belastungen äusserer und innerer Art, die seine letzten Jahre zeichneten, seinem Briefpartner keineswegs verschwiegen (noch einer seiner letzten Briefe spricht vom «Stocken, Bangen, Verzagen» in ihm), aber das Dunkel seines Lebens wird überschattet und auch in seinem eigenen Bewusstsein in den Hintergrund gedrängt durch die immer neuen, unüberwindbaren Schwierigkeiten im Leben Andrians.

Eine komplizierte, ja recht eigentlich heillose Existenz zeichnet sich in den Briefen Andrians ab (Hofmannsthal selbst hat ihn einmal, einem anderen Jugendfreund gegenüber, als «eigentlich aber doch fürs Leben unbrauchbar» bezeichnet⁵): dies nicht etwa im Sinne des Poète maudit, nicht als Leben am Rande des Geziemenden, in der Gosse sozusagen. Vielmehr: ein materiell gesichertes Dasein von grosser persönlicher Freiheit, im Rahmen des gesellschaftlich Richtigen, gestützt durch eine vortreffliche, kulturbewusste Erziehung, begleitet von der Freundschaft bedeutender Menschen, ausgerichtet auf eine diplomatische Karriere – und doch ein belastetes, stets gefährdetes Leben, in dem Zeiten des Gelingens geringer wiegen als solche des Scheiterns.

Von der dichterischen Begabung Andrians zeugt nur ein einziges, von Kennern geschätztes Werk des kaum Zwanzigjährigen, der «Garten der Erkenntnis». Dass ihm eine sprachliche Begabung von natürlicher Eleganz verliehen war, bezeugen schon allein seine Briefe. Aber seine dichterische Produktivität ist früh und endgültig – in einer ersten Lebenskrise, die den Zwanzigjährigen heimsuchte – versiegt. Ob ihn die diplomatische Laufbahn, die er nach juristischen Studien einschlug, zu befriedigen vermochte, ist schwer zu sagen; denn Andrian war ein verschlossener Mensch, der zwar, mit gepresster Stimme gewissermassen, seinem Leiden Ausdruck verlieh, es aber nicht eigentlich darstellen, geschweige denn analysieren konnte. Wahrscheinlich war der diplomatische Dienst für ihn eher eine Arbeit, die neben seinem eigentlichen Wesen einherging, eine Aufgabe, die er befriedigend erfüllte, ohne selbst Befriedigung dabei zu verspüren. Nur während der Kriegszeit ging er offensichtlich im Dienst des Kaisers auf und sah darin einen selbstverständlichen Sinn, und kurz vor Kriegsende ereignete sich der

Glücksfall, dass er ein Wirkungsfeld erhielt, in dem sein ganzes Wesen Zusammenfassung und Repräsentation fand: er war, für die Dauer von vier Monaten, Generalintendant der kaiserlichen Theater in Wien.

In diesen erfüllten Zeiten wird der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden fast unpersönlich, völlig ausgefüllt von Sachfragen: als ob Andrian nur dann Befriedigung finden konnte, wenn er sich selbst über einer Sache vergass – ein Glück, das ihm der Zeitenlauf nur selten gönnte. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie bedeutete für ihn, der ein leidenschaftlicher Österreicher und Anhänger der grossösterreichischen Idee war, nicht nur den Verlust des Vaterlandes und einer geistigen Welt, sondern beendete zugleich seine diplomatische Karriere wie seine Intendantentätigkeit, verschüttete, wie er sagte, «ihn selbst, seine Existenz, Gegenwart und Zukunft» und liess ihn «aller Früchte seiner bisherigen Arbeit ledig» zurück.

Es lag nahe, dass er nun den Weg nach innen ging, zurück zur schriftstellerischen Arbeit, zunächst auf politisch-journalistischem Gebiet, letztlich mit dem Ziel, wieder zur eigentlich dichterischen Produktion zu gelangen. Der Durchbruch ist nicht gelungen. Andrian blieb in Arbeiten stecken, die er selber als Umwege bezeichnete, trieb systematische Philosophie und Psychologie, schrieb ein Werk katholischer Religiosität «Die Ständeordnung des Alls» – das er nur mit viel Mühe schliesslich bei einem Verleger unterbrachte und das seinem Freund fremd blieb – er schrieb, eigenartig genug, Bücher ohne die Absicht, sie zu publizieren, Umwege zum eigentlichen, nie geschriebenen Werk, Lehrbücher für sich selbst – Niederschlag intensiver Studien, breiter Lektüre, systematischen Denkens und des rastlosen Dranges, die Welt geistig zu bewältigen. Literarische Erfolge, ja auch nur literarische Wirklichkeit hat es für ihn nie mehr gegeben.

Wo aber hätte dieser schwierige Mensch auch seine Verwirklichung finden sollen? Er war sich selber ja das grösste Hindernis – und höchstens, dass es ihm zuzeiten gelingen mochte, über seinen eigenen Schatten zu springen. «Glück, Ort und Zeit» hatten sich zwar gewiss wider ihn verschworen; aber umgekehrt gilt auch, dass sein Wesen prädestiniert schien, Unglückschläge anzuziehen. Mit dem Verlegenheitswort Neurasthenie bezeichneten hilflose Ärzte und ratgebende Freunde sein Leiden, eine Krankheit mit allen Zeichen psychosomatischer Verdrängung, eine Neurose, die sich in Krankheitssymptomen niederschlug, deren seelischen Ursprung anzuerkennen Andrian sich lange weigerte. Der erste Krankheitsausbruch des Zwanzigjährigen steht in offensichtlichem, wenn auch nicht analysierbarem Bezug zum plötzlichen Abbruch seiner dichterischen Produktion; schubweise suchte das Leiden ihn immer wieder heim, mit Beschwerden aller Art und vor allem mit wilder Krankheitsangst und tiefer Depression, die ihn immer wieder zwangen, seinen Freund um Rat anzugehen, ja recht eigentlich zu Hilfe zu rufen.

Wie kein anderer unter den Briefwechseln Hofmannsthals (vielleicht mit Ausnahme dessen mit Edgar Karg von Bebenburg) kreist das briefliche Gespräch der beiden denn auch um die Person und die Probleme des einen Briefpartners – nämlich Andrians. Zwar wird auch unser Wissen über Hofmannsthal durch diesen Briefband bereichert, auf jeden Fall nuanciert – zum Beispiel was das Werden seines Spätwerkes wie auch seine kulturpolitische Aktivität im Weltkrieg angeht. Vor allem aber fühlt man sich versucht, das Wort aus dem Buch der Freunde «Man ist vielfache Person als vielfacher Schüler» abzuwandeln in «Man ist vielfache Person als vielfacher Freund». Wir sehen Hofmannsthal hier als Freund Andrians – und dabei in einer neuen Dimension seines Wesens.

Zwar wissen wir bereits aus den andern Briefbänden, wie sehr Hofmannsthal am Leben seiner Freunde teilgenommen, wie sehr ihr Geschick Teil seines Lebens wurde, ihr Wesen sein Weltgefühl bestimmte und bereicherte. Wenn er an Andrian schreibt: «Es ist doch ein unerschöpfliches Wunder, dass ich zum Beispiel neulich abends in Mödling deshalb in einem tieferen und grösseren Dasein herumging, weil ich eine Stunde früher Deine Art als sehr gross und merkwürdig empfunden hatte», so beschreibt er damit nicht nur seine Beziehung zu diesem einen Freund, sondern seine Verbundenheit mit vielen Menschen. Aber die freundschaftliche Leistung, die Hofmannsthal für Andrian aufbringt, geht über solche Teilnahme und Spiegelung weit hinaus. Denn ungeheuer ist der Anspruch, den Andrian vor allem in jenen furchtbaren Krisen an seinen Freund stellt – und schlechterdings unvergleichlich ist der Einsatz, den Hofmannsthal zu leisten bereit war.

In vorwurfsvollem Ton hat Andrian einmal die Erwartungen beschrieben, die er an seinen Freund herantrug und die in ihrer Masslosigkeit nur enttäuscht werden konnten: «Wenn Einer langsam zu Grunde geht und dabei keine Hilfe bekommt, so macht es ihm innerlich nicht viel Eindruck, ob der, der versuchen konnte, ihn aus dem Wasser zu ziehen, das unterlässt, weil er nicht zu Mittag gegessen hat und deswegen in schlechter Stimmung ist, nicht einmal ändert es wesentlich sein Gefühl, wenn gleichzeitig das Haus des Andern brennt.»

Darauf antwortet Hofmannsthal: «Ich weiss nicht, ob es in der realen Existenz möglich ist, dass ein junger Mensch dem andern das wird, was du in dem Gleichnis ganz verständlich mit <aus dem Wasser ziehen> bezeichnest.» Hier wehrt sich, auf gelassene, fast sanfte Art der Lebensinstinkt des Freundes gegen einen ins Krankhafte gesteigerten Anspruch, der auch den Helfenden gefährden könnte. Aber dieser Abwehrreflex des Gesunden ist nur das Notsignal des Menschen, der in Gefahr steht, sich zu stark mit den andern zu identifizieren. Wie oft lässt sich Hofmannsthal von seinem Freund rufen, spricht er mit einem Arzt, fährt mit einem Arzt zu ihm, rät ihm, beruhigt ihn, macht ihn auf den hypochondrischen Charakter seines Leidens aufmerksam

– nimmt er immer wieder die Sisyphusarbeit auf sich, mit Vernunft ein Leiden zu bekämpfen, dessen Wesen doch eigentlich darin besteht, dass es der Vernunft unzugänglich bleibt –, eine bewundernswerte freundschaftliche Leistung, welche das freilich längst korrigierte Märchen von Hofmannsthals Ästhetentum, Egozentrik und Kälte endgültig in den Bereich des Absurden versetzt.

Aber freilich ist es begreiflich (wenngleich nicht weniger bewundernswert), dass Hofmannsthal gerade diesem Freund gegenüber zu so grosser Identifikation fähig und bereit war. Die so ungewöhnliche und zeitweise so ungleichgewichtige Beziehung ist ja nicht etwa einfach auf Mitleid gegründet oder auf eine einseitige Abhängigkeit. Andrian ist nicht nur der Hilfesuchende, sondern zugleich der geistvolle Gesprächspartner, der teilnehmende Leser von Hofmannsthals Werk (und er gehört zu den wenigen Kennern des Jugendwerks, die von dem Spätwerk des Dichters «noch Grösseres, die ganze Spannweite seiner Seele documentierendes» erwarten); er ist der kluge, in der diplomatischen Welt erfahrene politische Denker, und in diesem Bereich auch der Überlegene.

Der eigentliche Kern dieser Beziehung aber ist eine grosse innere Nähe, ja Verwandtschaft der beiden nach Lebensweg und Tätigkeit so grundverschiedenen Menschen. Die Nähe ist da im Oberflächlichen, Äusserlichen, so gut wie im Tieferen, Wesentlichen, reicht vom gleichen gesellschaftlichen Umgang und der gleichen Art, Ferien zu verbringen, bis zur gleichen Bindung an die eigene Familie wie an die österreichische Heimat und spiegelt sich sogar im konversationsmässig natürlichen Briefton. Da ist dieselbe Sensibilität, körperliche und seelische Anfälligkeit, dieselbe Neigung zu Depressionen – und selbst das, was Andrian als endgültig und unwiderruflich erleben musste: das Versiegen des künstlerischen Schaffens, bestand für Hofmannsthal als Gefährdung (wie sie im Lord-Chandos-Brief ihren Niederschlag gefunden hat).

Das Verstummen von Andrians schriftstellerischer Produktivität hat Hofmannsthal tief beschäftigt – vielleicht als ein Geschick, von dem er sich selber bedroht fühlte (sein Spätwerk ist langsam und schwer entstanden) –, als eine Gefährdung, von welcher er wusste, dass sie die Lebenssubstanz selbst angriff. Wie bezeichnend für diese Identifikation ist eine Briefstelle aus dem Jahre 1926: «Und was würde ich dafür geben, Dich durch Arbeiten welcher Gebiete immer der Erzählung, des Essay, der psychologischen dichterischen Analyse oder Synthese jenes Etwas an Wirkung und Freude erleben zu sehen, das Du so tausendmal verdienst, das ich dir so tausendmal gönne. Wäre nur der Übergang schon vollzogen – inniger fast als ein meine eigene Produktion betreffender Vorgang würde es mich freuen!»

Vielleicht kann man sagen, dass Andrian für Hofmannsthal so etwas wie ein jüngerer, schwächerer Bruder war (ganz unwillkürlich fliesst ihm

schon in frühen Briefen die Anrede «liebes Kind» in die Feder!), ihm verwandt, aber ungleich schwieriger, ungleich bedrohter. «Du bist wirklich viel weicher, vielleicht gewiss glücklicher», so formuliert Andrian einmal, in einer tiefen Depression, den Unterschied zwischen ihm und seinem Freund Weicher ist Hofmannsthal gewiss (er sagt einmal selbst von sich, er sei schmiegsamer) und damit wohl im Sinne des Laotse auch stärker: sein österreichischer Patriotismus ist weniger starr, er hat, wenngleich aristokratisch in Lebensstil und Denken, am Zusammenbruch der Donaumonarchie vielleicht nicht weniger gelitten als Andrian, aber sich doch eher damit abgefunden; sein Urteil über gemeinsame Bekannte ist weniger hart, seine Einstellung zur literarischen Produktion anderer weniger absolut. Und er ist freilich, trotz dem Dunkel der letzten Jahre, jener «Krise, wie sie vielleicht keinem produktiven Menschen nach dem vierzigsten Altersjahr erspar bleibt», der Glücklichere – vielleicht (wenn man eine Deutung hier wagen soll) vor allem deshalb, weil ihm die Möglichkeit der Selbstverwirklichung in der Dichtung gegeben war: zwar immer bedroht, aber doch nie verloren

Andrian aber war diese Möglichkeit (das «Beste, was Menschen unserer Art erstreben können», wie Hofmannsthal einmal sagt, «die wahre Sammlung, die Zusammenfassung der Kräfte des Verstandes, des Gemütes und der Phantasie») früh und endgültig genommen worden. Er blieb auf eine Projektion seiner selbst in die Welt angewiesen, war dadurch freilich viel abhängiger von eben dieser Welt und wurde von ihrer Veränderung tief betroffen. Es ist keine Übertreibung, wenn er sagte, dass er durch die «Zusammenbruchslawine» von 1918 tiefer als seine Freunde getroffen wurde: er verlor nicht nur die geistige Heimat, sondern zugleich sein Wirkungsfeld, das einzig wohl, das seiner schwierigen, bei aller Urbanität doch gehemmten, von aller Selbstaussage abgeschnittenen Natur möglich war. So blieb seinem Wesen die Verwirklichung, der seiner Begabung entsprechende Erfolg versagt, und sein Name würde untergehen, wäre nur einigen Kennern der Epoche ein mehr angelesener Begriff – wäre er nicht mit demjenigen eines ungleich berühmteren Freundes verbunden und träte nun mit ihm ins Bewusstsein wenigstens der unmittelbaren Nachwelt – als Chiffre einer «so bedrohten und doch so wertvollen Individualität».

Elsbeth Pulver

¹ Hugo von Hofmannsthal, Briefe an Marie Herzfeld. Hrsg. von Horst Weber. Bd. I der Reihe «Poesie und Wissenschaft». Lothar Stiehm Verlag, Heidelberg 1967. – ² Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler, Briefwechsel 1898–1929. Hrsg. von Hilde Burger. Insel Verlag, Frankfurt a.M. 1968. – ³ Thomas Mann – Hugo von Hofmannsthal, Briefwechsel. In: Das Zwei-

undachtzigste Jahr. Almanach des S. Fischer Verlages, Frankfurt a.M. 1968 Seite 13–44. – ⁴ Hugo von Hofmannsthal und Leopold von Andrian, Briefwechsel S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1968. – ⁵ Hugo von Hofmannsthal und Edgard Karg von Bebenburg, Briefwechsel, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1966.